

Zum Lehrer geeignet?

Die falsche Frage

Zum Beitrag von Andreas Vohns in MGDM Nr. 87:

Lehrer sein das ist nicht schwer, Lehrer werden umso mehr

Wolfram Meyerhöfer

Andreas Vohns thematisiert in seinem Beitrag diverse Versuche, eine Eignungsprüfung für Lehramtsstudierende einzuführen. Er verweist darauf,

- dass es eine seltsame Brüchigkeit birgt, einerseits von Lehrern zu fordern, jeden Schüler dort abzuholen, wo er gerade steht – und andererseits die in dieser Forderung postulierte Positivität von heterogenem „Lernmaterial“ für angehende Studierende zu verneinen,
- dass ein problematisches Selbstbild der Lehrerausbilder hinter der Forderung nach Eignungsprüfungen steht: Nur wenn man seiner eigenen Ausbildung keinerlei Relevanz zutraut, dann kann man annehmen, dass eine Eignung zum Lehrer bereits vor dem Studium vorhanden – oder bei Nichtvorhandensein auch nicht herstellbar – ist. Vohns spricht vom Klischee „Lehrer kann man nicht werden, zum Lehrer muss man geboren sein“.
- dass es eine Illusion ist „vor Studieneintritt bzw. nach einem Semester (bestenfalls Jahr) so treffsicher“ entscheiden zu können, wer einmal ein „guter Lehrer“ wird, dass man die Negativfälle gesetzlich sanktioniert vom (weiteren) Studium abhalten darf,
- dass die Gefahr besteht, dass eine solche Eignungsprüfung die Studierenden lediglich zu „Motivations-Striptease, Belastbarkeits-Test oder schlicht Stallgeruchsprüfung“ zwingt.

Die von Vohns angegebenen Instrumente zur Eignungsbestimmung¹ könnten in ihrer Naivität rührend sein, wenn sie nicht so bitterernst in Anspruch nehmen würden, sie könnten eine Aussage treffen, die über einen Brigitte-Fragebogen hinausreicht – welcher ja für manche Menschen in manchen Prozessen auch nicht gänzlich wertlos ist.

Vohns plädiert dafür, die Eignung der Studierenden schlicht während des Studiums festzustellen. Praktisch heißt das, dass wir

Lehrerbildner uns innerhalb der vorhandenen Zulassungs- und Prüfungsstrukturen fragen müssen, ob wir den Studierenden eigentlich das für den Lehrerberuf Wesentliche beibringen und ob wir konsequent und früh genug jene Studierenden rauswerfen, die die für den Beruf (?) erforderlichen Leistungen nicht erbringen.

Das Bedürfnis nach besserem „Menschenmaterial“

Aus dem Wunsch nach einer Eignungsprüfung für Lehrerstudierende spricht m.E. eine Unzufriedenheit mit den vorfindlichen Studierenden. Diese Unzufriedenheit sollte man ernst nehmen, zumindest bei sich selbst: Was ist es, das mich selbst unzufrieden macht mit dem mir zur Verfügung stehenden Menschenmaterial? Ich nutze diesen zynischen Begriff mit Absicht, denn diese Unzufriedenheit zeigt sich auf allen Stufen des Bildungssystems: Die Wirtschaft jammert, dass die Uni so unbrauchbare Berufsanfänger produziert; Professoren jammern, dass die Lehrer ihnen so unbrauchbare Studienanfänger liefern; Sekundarschullehrer jammern, dass die Grundschule so unbrauchbare Schüler produziert; Grundschullehrer jammern, dass die Kitas so unbrauchbare Schulanfänger liefern; und Kitas jammern über das schlechte Menschenmaterial, das ihnen von den Eltern vorgesetzt wird. Und natürlich wird das alles Jahr für Jahr schlimmer. Ich nenne das die Kaskade des Jammerns.

Wenn man nun die eigene Unzufriedenheit ernst nimmt und in die Kaskade des Jammerns einordnet, dann hat man einen Ansatzpunkt, die eigene Professionalität zu befragen. Die Kernfrage scheint mir dann nicht mehr zu sein: Wie kann ich mir besseres Menschenmaterial sichern? Sie heißt dann eher: Wie gehe ich mit der Heterogenität der Lernenden um? Dieses Problem scheint unhintergebar zu sein, selbst wenn ich einen Selektionsprozess vorschalte.

¹ Zum Beispiel: <http://www.cct-germany.de> oder <http://www.bw-cct.de> (Selbsttest, laut DHV-Mitteilungen vom Juli 2009 soll er ab 2011 in Baden-Württemberg verpflichtend werden), http://www.dbb.de/lehrerstudie/start_fit_einleitung.php

Professionalität scheint mir nun nicht darin zu bestehen, standardisiertes Humankapital als Ausgangspunkt der eigenen Tuns zu fordern. Professionalität scheint mir darin zu bestehen, sich an der Frage abzuarbeiten, was die (notwendig verschiedenen) Individuen lernen sollen und können und wie ich die Lernprozesse initiere.

Eignung wozu?

Das heißt nun nicht, dass man auf Eignungsprüfungen völlig verzichten muss. Selbstverständlich kann es sinnvoll sein, das Feld der Lernenden in seiner Heterogenität zu begrenzen, insbesondere wenn die eigenen Fähigkeiten, Heterogenität produktiv zu handhaben, begrenzt sind – man sollte da auch ehrlich mit sich selbst sein.

Auffällig ist nun aber, dass die von Vohns beschriebene Debatte um Eignungsprüfungen für Lehrer durchgehend die falsche Frage stellt, nämlich die Frage: Ist dieser Mensch geeignet, später den Lehrerberuf zu ergreifen? Diese falsche Frage ist nun tatsächlich mit all jenen Einwänden behaftet, die Vohns vorbringt. Man muss ehrlicherweise sagen: Es wird nicht möglich sein, ein justitiables, also den Einzelfall redlich abdeckendes Verfahren zu finden, um bei Studienanfängern die Eignung zum Lehrerberuf festzustellen. Man könnte natürlich – wie es Kollegen täglich vorführen – mit Wahrscheinlichkeiten von 60 oder 80 Prozent arbeiten. Ich würde das aber professionsethisch verwerfen wollen und finde es auch ziemlich erschreckend, mit welcher Selbstverständlichkeit das ethische Problem, Menschen von Zukunftschancen auszuschließen, von vielen Befürwortern von Eignungsprüfungen ignoriert wird.

Dies ist umso problematischer, wenn man sich klar macht, wie sich die Eignungsprüfungen legitimieren. Innerhalb der Jammerkaskade geht es um diffuses Unbehagen, gepaart mit defizitärem professionellem Selbstverständnis. Argumentativ werden aber die Ergebnisse neuer Lehrerbelastrungsstudien vorgebracht. Vohns bemerkt dazu, dass es um den (zynischen) Ansatz geht, gestähltere Studienanfänger zu selektieren, statt jene Strukturprobleme von Schule zu bearbeiten, die die in den Belastungsstudien herausgearbeiteten Phänomene wie Burnout und professionelle Defizite begünstigen.

Zudem gibt es überhaupt keinen Grund, die Eignung zum Lehrerberuf bereits bei Studienanfängern festzustellen. Es ist eine irri- ge Annahme, dass ein Lehrerstudium lediglich zum Lehrerwerden qualifiziert. Es ist auch sehr gut,

dass wir Studierende haben, die noch nicht von Anfang an vom Lehrerberuf durchtränkt sind – und ich fürchte wie Vohns, dass die falsche Frage der Eignung zum Lehrerberuf lediglich auf eine Habitusprüfung hinausläuft. Die Frage ist dann nur: Riecht der junge Mensch bereits genug nach Lehrer? Wenn nicht, dann darf er gar nicht erst studieren. Die Frage darf nicht lauten: Ist diese Neunzehnjährige zum Lehrerberuf geeignet? Die Frage muss lauten: Will dieser Mensch mit uns Hochschullehrern in den nächsten Jahren (also im Studiumsprozess) arbeiten und wollen wir mit ihm arbeiten? Ob das dann zum Lehrerberuf führt, ist dabei nicht zentral.

Offenbar kann man ein solches Verfahren nicht objektivieren, es geht eben um die Zusammenarbeit von konkreten Menschen an einem konkreten Ort. Die Verschiedenheit der Hochschulen ist dabei eine Stärke, sie sorgt für Vielfalt und Ausgleich. Die Universität Witten-Herdecke hat seit ihrer Gründung ein solches Zulassungsverfahren praktiziert. Das Verfahren war immer ganz offen subjektiv, aber eben von Argumenten bestimmt. Ob so etwas an staatlichen Hochschulen legitim ist, ist offen. In Paderborn konnte sich ein vom Lehrerbildungszentrum entwickeltes alternatives Verfahren zur Zulassung von Lehramtsstudierenden jedenfalls nicht durchsetzen, obwohl bereits ein einziges der vorgebrachten Argumente ein starkes ist: Bereits die Notwendigkeit, ein Motivationsschreiben für das Studium aufzusetzen, ist für manche Abiturienten so abschreckend, dass sie sich lieber anderswo bewerben.

Neben einem Motivationsschreiben und eventuell einem Gespräch über vorher bekannte Fragen (Was erhoffen Sie von uns? Eine häufig geäußerte Kritik ist es, dass an der Universität zu theoretisch gearbeitet wird: Was meinen Sie dazu? usw.) schiene mir sinnvoll, den gegenüber Schule neuen Arbeitshabitus offenzulegen und zu überprüfen, ob die Bewerber sich auf eine Fragehaltung (statt der schulischen Antworthaltung) einlassen. Wenn wir zum Beispiel mit den Grundschulstudierenden diskutieren, warum man nicht durch Null teilen darf, was Zahlen eigentlich sind, warum sich wohl das dezimale System durchgesetzt hat oder warum die schriftlichen Rechenverfahren funktionieren, dann sind das Fragen, die man den Bewerbern auch einmal stellen und mit ihnen diskutieren bzw. sie schriftlich bearbeiten lassen kann. Solche Fragen zielen darauf, ob wenigstens Ansatzpunkte für ein gemeinsames Arbeiten zu finden sind. Klar ist, dass wir mit der Art der von uns gestellten Fragen auch einen Hinweis geben sollten, was für eine Geisteshaltung wir unsererseits den Studierenden

anbieten. Insofern wird es Hochschulen geben, in denen die Bewerber Texte der ortsansässigen Professoren lesen und in den Bewerbungsgesprächen wiedergeben müssen. Auch dies ist ein adäquater Weg, wenn er das spätere gemeinsame Arbeiten spiegelt. Allerdings wird man kaum eine Hochschule finden, an denen es nur den *einen* Lehrentyp gibt? Da nur wenige Lehrende sich an die Studierendenauswahl beteiligen werden, dürfte also eine bessere Passung zwischen Studierenden und Lehrenden auch auf diesem recht aufwändigen Wege nur begrenzt erfolgreich sein.

Wie auch immer die Eignung zum Studium festgestellt werden mag, es geht um die Eignung zum Studium und nicht um die Eignung

zum Lehrerberuf. Wenn wir uns das klar machen und uns ehrlich fragen, ob wir in unseren Zugangsprüfungen die sehr unterschiedlichen Anforderungen abbilden können, die die Hochschullehrerschaft an die Studierenden heranträgt, dann gelangen wir zu einem ernüchternden Gedanken: Vielleicht ist es doch die Abiturnote, die halbwegs brauchbar (jedenfalls im Vergleich zu den Alternativen) abbildet, wie der Bewerber mit unterschiedlichen Lehrtypen in unterschiedlichen Fächern klar gekommen ist. Vielleicht ist aber auch der Gedanke von Vohns der überzeugendste: Es gibt einen freien Zugang zum Studium und strenge erste/zweite Semester, in denen man entscheidet, ob man miteinander weiter arbeiten will.